

VENA CORK

BÜHNE DES TODES



Weltbild

MiMe books

Die grünäugige Stella bringt die Männer an der Uni Cambridge reihenweise um den Verstand – nicht nur Studenten verfallen ihren Reizen. Doch die junge Frau spielt ein tödliches Spiel: Eines Morgens wird auf der Theaterbühne die Leiche einer Kommilitonin gefunden, die Stella zum Verwechseln ähnlich sieht. Hat der Mörder die Falsche erwischt?

Rosa Thorn-Reihe

1. Augen in der Nacht
2. Galerie der Angst
3. Bühne des Todes

Vena Cork

Bühne des Todes

Psychothriller

Aus dem Englischen von Susanne Wallbaum

Weltbild

Die Autorin

Vena Cork lebt mit ihrer Familie in London. Sie hat als Schauspielerin und Lehrerin gearbeitet und sich nun ihren Traum vom Schreiben erfüllt.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Green Eye.

Shakespeare zitiert nach: William Shakespeare, Othello. Übersetzt von Wolf Heinrich Graf Baudissin, herausgegeben von Dietrich Klose, Stuttgart 1971.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Vena Cork

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Knauer Taschenbuch. Ein Unternehmen der Droemerschens

Verlagsanstalt Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Susanne Wallbaum

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-096-8

Meinem lieben Schwiegervater Hugh

Cambridge im Schlaf. In der Biegung des Cam. Ein altes Geschmeide am Hals einer Schönheit vergangener Zeit, die Colleges polierte Edelsteine, angeordnet in einem leuchtenden Halbrund aus Grün: Christ's Pieces, Coe Fen, Sheep's Green, The Backs, Jesus Green, Midsummer Common.

Midsummer Common an einem Sommermorgen. Früh. Sehr früh. Annabel Ashe war noch nicht im Bett. Die eben erst aufgehende Sonne wärmt ihre schönen nackten Schultern, während sie über den dichten Rasen taumelt, trunken von Leben, Liebe, erheblichen Mengen Kokain und Sekt. Die Prüfungen sind gelaufen, in der Stadt wartet ein schicker Job, und die beiden attraktivsten Männer des Colleges streiten sich darum, wer sie zum Maiball begleiten darf.

Die Welt ist wunderbar.

Wenn sie nur einen Augenblick aufhören würde, sich zu drehen.

Es ist nicht mehr weit bis zu ihrem Zimmer – gleich auf der anderen Seite des Common. Aber sie braucht eine Ruhepause. Sie muss schlafen. Sofort.

Sie schließt die Augen, schleudert ihre Schuhe weg, lässt sich auf den Boden sinken und streckt die Glieder; wie ein Stern liegt sie da, spürt den festen Grund unter sich und die weiche Morgenluft auf der Haut.

Ich bin ein Rad. Ein sich drehendes Rad in einem sich drehenden Universum. Das Glücksrad. Mein Glück. Was wird sein? Was werde ich sein?

Doch dann ist alles anders.

Etwas Dunkles schiebt sich zwischen sie und die blasse Morgensonne. Erst spürt sie einen schwachen Lufthauch.

Dann Druck.

Unerträglichen Druck.

Sie hört sich keuchen, als die Luft aus ihrem Körper gepresst wird. Unmöglich zu atmen. Da ist jemand auf ihr. Jemand schiebt die Hand unter ihren knappen Rock und reißt ihr den Slip herunter. Grunzen und Murmeln. Etwas Hartes, Warmes, Fleischiges wird in sie gerammt. Wieder und wieder. Das ist ein schlechter Traum. Ein Sektrauschtraum. Sie schlägt die Augen auf und schaut. Kein Traum. Sein Gesicht ist dicht über dem ihren, zu nahe, als dass sie es erkennen könnte, und ohnehin hat er sich etwas über den Kopf gezogen. Sie will schreien, doch er presst ihr die Hand auf den Mund. Und nun bekommt sie wirklich keine Luft mehr. Und die ganze Zeit murmelt er etwas vor sich hin. Etwas Unverständliches. Irres Gebrabbel.

Nach einer Ewigkeit ein unartikulierter Schrei – und es ist vorbei. Schlaff und reglos bleibt er auf ihr liegen, während ihr klebrige Flüssigkeit über die Schenkel rinnt. Ihr wird schlecht. Es kommt ihr hoch. Unter Würgen zwingt sie sich, alles wieder hinunterzuschlucken. Er zieht seine Hand weg, sagt nichts, bleibt einfach liegen. Und dann windet und krümmt er sich erneut, sein spitzer Hüftknochen bohrt sich in ihren Bauch.

Lieber Gott, nicht noch einmal.

Er stopft ihr etwas in den Mund: ihren eigenen Slip. Metall blitzt auf, dann wird ihr linkes Handgelenk verdreht, und auf ihrem Handrücken explodiert ein furchtbarer Schmerz. So gemein, dass sie gar nicht gleich merkt, wie der Druck auf ihren Leib nachlässt. Er kniet

breitbeinig über ihr, und jetzt kann sie ihn sehen. Dunkle Jeans, dunkler Pullover, dunkle Handschuhe und unter der Kapuzenmütze eine dunkle Brille. Ein riesiges Insekt. Eine schwarze Spinne, die darauf lauert, sie zu verschlingen.

Wut steigt in ihr hoch. Sie bäumt sich auf und stößt ihm ein Knie in den Schritt. Er brüllt vor Schmerz, umklammert seine Genitalien. Sie windet sich unter ihm hervor, will aufstehen. Aber er ist zu schnell.

Der erste Hieb renkt ihr den Kiefer aus, unter dem zweiten reißt ihre Milz. Den dritten nimmt sie nicht wahr, denn sie ist bewusstlos.

Freitag, 24. Juni

Er lag auf der nackten Pritsche in der Zelle der Polizeiwache und starrte an die Decke. Wenn er lange genug hinschaute, würde es ihm vielleicht gelingen, die feste Substanz der Mauern mit schierer Willenskraft zu durchdringen und hinauf zu den Sternen zu sehen. Aber die Sterne waren weg.

Es war Morgen. Ein kalter, toter Morgen.

Wie lange es wohl dauern würde, bis sie ihn in aller Form anklagten?

Ein Leben zu nehmen – das schlimmste aller Verbrechen. So endgültig. Unabänderlich, unumkehrbar. Wenn jemand tot war, war er tot. Ende. Keine Rede davon, dass man einen Fehler gemacht hatte. Die Überlegung, da habe ich was Falsches getan, das nächste Mal mach ich's besser, stand nicht zur Debatte. Unmöglich zu sagen: »Ich hab Mist gebaut, aber wenn ihr mir Zeit lasst, bring ich alles wieder in Ordnung.«

Zu spät für eine Entschuldigung. Zu spät für ein »Das wollte ich nicht«. Zu spät für alles. Von nun an würde es immer zu spät sein.

Er hatte strafen wollen. Hatte verletzen wollen – unbedingt. Aber nicht so. Nie im Leben so.

Die Vernehmung hatte kein Ende genommen. In dem fensterlosen Verhörraum war ihm das Gefühl dafür abhandengekommen, ob Minuten verstrichen oder Stunden. Die Zeit war stehengeblieben in einem Niemandsland des Schreckens, wo Wörter und Bilder in einem endlosen Sperrfeuer durch seinen Kopf jagten und mit jeder Wiederholung gefährlicher schienen. Er hatte schlafen wollen, der unbarmherzigen Wahrheit entfliehen, doch die beiden Beamten hatten keine Ruhe gegeben. Jedes Mal, wenn er abdriftete, hatten sie den Ton der Befragung verschärft.

Es hatte ihm leidgetan mit anzusehen, wie ihre Frustration zunahm. Er hatte helfen wollen, wirklich. Aber es war ihm unmöglich gewesen. Das furchtbare Wissen um das, was er getan hatte, hatte ihn taub und dumm gemacht, und ihre Worte waren an der Oberfläche seines Bewusstseins abgerutscht, ohne irgendeinen Sinn zu ergeben. So hatte er einfach nur dageessen, stumm und passiv mitten im tobenden Wörtersturm. Und als die Laute sich zu zusammenhängenden Sätzen fügten, hatte er sich bereits derart verschanzt hinter seiner Wand aus Schweigen, dass er nicht bereit war, alles noch schlimmer zu machen, indem er seine Stimme dem Gewirr hinzufügte.

Irgendwann waren die Polizisten gegangen, und ein anderer Mann war hereingekommen. Man hatte ihm gesagt, dass er sein Anwalt sei. Der Mann hatte Schwarz getragen, sein Kopf war kahlgeschoren. Er sah aus wie ein Priester: vertrauenerweckend. Es hätte so gutgetan, sich der Bürde zu entledigen, alles zu erzählen.

Aber Worte waren bedeutungslos. Seine Schuld war nicht zu bestreiten. Was er auch gesagt hätte, es hätte nichts geändert. Wozu also reden?

Die Polizisten waren zurückgekommen und hatten die Befragung wieder aufgenommen, aber angesichts seines Schweigens hatten sie ihn schließlich in die Zelle gebracht.

»Früher oder später werden Sie uns schon erzählen, was wir wissen müssen«, hatte der Große gesagt, bevor er ihn einschloss.

Dieses Jahr, nächstes Jahr, irgendwann, nie – es spielte keine Rolle.

Es änderte nichts.

Sonntag, 19. Juni

Eins

»Ich küsste dich, eh ich dir Tod gab – nun sei dies der Schluss: Mich selber tötend sterb ich so im Kuss.«

Sie lag ausgestreckt auf dem Bett, totenbleich, die hypnotischen grünen Augen endlich hinter Alabasterlidern verborgen. Die dünnen Arme, die aus den Ärmeln des weichen Musselinhemdes ragten, ruhten in einer flehentlichen Geste auf dem Kissen.

Er umklammerte das Messer vor seiner Brust. Ihr Gesicht schwamm vor ihm, und einen Augenblick lang fürchtete er zusammenzuklappen, mit seinem ganzen Gewicht auf ihrem zierlichen Körper zu landen.

»Verdammte Scheiße, Dan, Othello ist eine Tragödie, keine Folge von diesen Scheiß-Archers. Du hast dir gerade den Bauch aufgeschlitzt. Das sind deine letzten Worte. Gib ihnen Größe!«

»Tut mir leid, Lee.«

»Und warum stehst du überhaupt, verdammt noch mal? Es heißt: Er fällt über Desdemona und stirbt.«

»Tut mir leid, Lee.«

»Hör auf, ›tut mir leid‹ zu sagen, und mach es endlich richtig, verdammt. Noch zwei Tage, dann geht's los, hast du das vergessen?«

Danny ließ die Kanonade über sich ergehen. Er hatte den Anschiss verdient. Lee hatte recht: Er war miserabel, und wenn die Aufführung bis Dienstag auch nur annäherungsweise stand, war es das reinste Wunder. Aber ihm ging so viel durch den Kopf. Zu viel.

»Alles okay, Danny?«

Das war Flora. Nicht Stella.

Stella hatte noch nicht einmal die Augen geöffnet. Sie lag auf dem Bett – schönes Gesicht, ausgeprägte Wangenknochen, zerzaustes blondes Haar – und ertrug Lees Gezeter mit gewohnter Gelassenheit.

Flora dagegen sah ernsthaft besorgt aus. Mühsam rappelte sie sich auf, nachdem sie – wie immer gekünstelt und hölzern – Emilias Todeskampf gespielt hatte. Es war Danny unbegreiflich, wieso Lee in seinem zwanghaften Perfektionismus diese Rolle ausgerechnet mit der talentlosen Flora besetzt hatte, wo es in Cambridge doch wimmelte vor enthusiastischen Mädchen, die nur darauf lauerten, für die Bühne entdeckt zu werden. Ob es damit zu tun hatte, dass sie Stellas beste Freundin war? Ich mach mit, wenn meine Freundin auch mitmacht. Sie schienen tatsächlich nur im Doppelpack zu haben zu sein – sie kamen zusammen zu den Proben und gingen auch zusammen wieder, selbst wenn dies für Flora bedeutete, dass sie stundenlang warten musste, bis Stella endlich fertig war.

Nicht zum ersten Mal fragte sich Danny, ob Stella einen Freund hatte. Und wenn sie einen hatte, wie kriegte der es hin, auch nur kurz mit ihr zu knutschen, ohne dass Flora hereinplatzte? Lee hatte sich schon in schmierigen Spekulationen ergangen, dass die beiden ein lesbisches Paar sein könnten, doch Danny glaubte das nicht.

Sein Handy klingelte.

»So eine verdammte Scheiße!« Lee schien dem Schlaganfall nahe.

»Tut mir leid«, murmelte Danny schon wieder. Er ignorierte Lees finstere Miene, sprang von der Bühne und ging hinüber ans andere Ende des Fellows' Garden.

»Ich kann jetzt nicht reden, Jules.«

»Du meinst, du redest nicht.« Ihre Stimme kippelte.

»Was willst du hören?«

»Hast du die DVD gekriegt? Ich hab sie dir gestern ins Fach gelegt.«

»Ja.«

»Weil du gesagt hast, du weißt nicht, wie du die Rolle spielen sollst, dachte ich, ich besorg dir eine DVD, damit du dir anschauen kannst, wie jemand anders das hinkriegt – könnte doch eine Hilfe sein. Der Typ im Laden hat gesagt, dieser Schauspieler ist total berühmt. Lord Irgendwer ...«

»Hör mal, Jules ...«

»Ich ...«

»Lass das lieber.«

»Du hast gesagt, wir könnten Freunde bleiben. Ich wollte dir nur helfen. Als Freundin.«

»Es sind jetzt drei Wochen vergangen, und du rufst jeden Tag an und lässt dir was einfallen, und alle nase lang laufe ich dir über den Weg. Damit komm ich nicht klar, Jules.«

»Es ist so schwer ... So eine lange Zeit.«

»Ich hab noch mal über den Ball nachgedacht. Ich weiß, ich habe gesagt, wir können trotzdem zusammen hingehen, aber vielleicht ist das doch nicht so ...«

Das Weinen gellte in seinem Ohr. »Du hast es versprochen!«

»Ja, klar, aber du wirst dich nur aufregen und ...«

»Du hast es versprochen ...« Weiter kam sie nicht.

Als er sie so erbärmlich schluchzen hörte, spürte er, wie ihm selbst die Tränen in die Augen stiegen. »Schon gut«, sagte er. »Natürlich gehen wir zusammen hin. Ist gut, Jules. Nicht weinen.«

»Dan, kommst du, oder soll ich Sharon deine Rolle geben?« »Ich muss jetzt, Jules.«

»Ich will dich sehen. Wir müssen reden.«

»Ich habe Probe.«

»Und später?«

»Ich bin heute Abend bei Perry zum Essen eingeladen. Er ist ja mein Pate. Du weißt doch, meine Mutter kommt zu den Dreharbeiten her. Sie wird bei ihm wohnen.«

»Wissen sie, dass wir auseinander sind?«

»Perry schon.«

»Ich wette, das gefällt ihm. Er fand ja immer, dass ich nicht gut genug bin für dich. Er hält mich für ein billiges kleines Stadtmädchen, das hoch hinauswill.«

»Das stimmt nicht«, log Danny, obwohl er wusste, dass die Grimshaws genau das von Julie dachten.

»Hast du es deiner Mutter gesagt?«

»Damit wollte ich warten, bis sie kommt. Das fand ich besser, als es am Telefon zu erzählen.«

»Sie wird auch eine Flasche köpfen zur Feier des Tages.«

»Red keinen Unsinn. Sie mag dich.«

»Ja, ja. Wann können wir uns sehen?«

»Julie ...«

»Ich hab dir was zu sagen.«

»Wir haben alles gesagt.«

»Du hast alles gesagt. Ich habe nur zugehört, als du mir erzählt hast, dass du mich immer lieben würdest, aber eben nicht mehr so.«

»Es gibt keinen Grund ...«

»Wenigstens das bist du mir schuldig.«

»Danny!« Lee gestikulierte wild.

»Später, Jules.« Nachdem er sein Handy ausgeschaltet hatte, ging er zurück – betont langsam, um zu demonstrieren, dass er sich nicht von Lee herumscheuchen ließ.

Er versuchte, sich auf Othellos mörderische Eifersucht zu konzentrieren, aber das alles ging ihm viel zu sehr unter die Haut. Eifersucht war einer der Gründe gewesen, die Julie und ihn auseinandergetrieben hatten – ihre dumme Unsicherheit, sobald er ein anderes Mädchen auch nur kurz ansah.

»Diese Tussi säbelt dir noch die Eier ab und lässt sie sich zum Frühstück kochen«, sagte Lee, als er wieder zu den anderen stieß. Und dann bestürmte Shareef ihn: »Wir sind bei Fünf, eins – Ich bin kein schlechtes Weib und so weiter. Das hab ich immer noch nicht richtig drauf.«

Lee fuhr Shareef durchs Haar. »Okay, Fünf, eins, Sharon.«

»Vielleicht kann Julie sich fürs Eier-Absäbeln bei deinem Freund noch was abgucken«, murmelte Danny.

Was ging in Stella vor? Beste Freundinnen sollten doch alles teilen, auch ihre verborgensten Gedanken, oder? Aber Stella war für sie noch genauso undurchschaubar wie an dem Tag, an dem sie einander kennengelernt hatten.

Es war ihr allererster Tag gewesen. In der Schlange im Speisesaal hatte Flora jemanden erschrocken nach Luft schnappen hören. Hinter ihr hatte ein elfengleiches Mädchen gestanden mit struppigem, kurzem weißblondem Haar und riesigen meergrünen Augen, die sie bestürzt anstarrten.

»Ich habe meine Karte vergessen.«

Im Billings College wurde zum Bezahlen der Mahlzeiten die Studentenkarte an der Kasse eingelesen. Keine Karte, kein Essen.

»Ich verhungere. Hab den ganzen Tag noch nichts gegessen. Zu nervös.«

»Ich auch«, hatte Flora gesagt. »Wenn du willst, nehme ich deine Sachen mit auf meine Karte.«

Da waren die Augen noch riesiger geworden, bis von dem Gesicht nichts anderes mehr übrig zu sein schien. »Wirklich?«

»Nimm, was du möchtest.«

»Du bist ein Engel.« Sie hatte derart viel auf ihr Tablett geladen, dass Flora sich gefragt hatte, wie das alles in diese schmale Gestalt hineinpassen sollte. »Ich bin Stella«, hatte

sie gesagt, und dann mit der Konzentration und dem Tempo eines Schwerlasters den Riesenberg Essen vernichtet.

So hatte sie angefangen: Floras bislang engste Freundschaft. Sie hatten beide Englische Literatur belegt und wohnten, wie sich rasch herausgestellt hatte, im selben Aufgang. Inzwischen waren sie unzertrennlich.

Flora starrte Stella an. Sie knüpfte einen Kranz aus Gänseblümchen und setzte ihn Cassio auf den Kopf. Er strahlte verlegen, als hätte er in der Lotterie gewonnen. Hätte Stella ihm gesagt, er solle vom Dach der King's Chapel springen, dann hätte er das wahrscheinlich getan. So wirkte sie auf Leute. Ihre sanfte, distanzierte Gelassenheit forderte jeden heraus, ihr zu Gefallen zu sein. Im College-Magazin hatte ein Witzbold geschrieben, sie sei die Mona Lisa des Billings; alle Herzen flögen ihr zu und würden doch auf Abstand gehalten durch das unsichtbare Kraftfeld, das sie umgab.

Alle nahmen an, dass allein Flora dieses Kraftfeld durchdrang. Sie tat nichts, um diese Annahme zu zerstreuen. Nie würde sie zugeben, dass sie nicht die geringste Ahnung hatte, wie ihre Freundin tickte. Nicht wirklich. Natürlich, sie hatten einander ein paar Geschichten aus ihrem Leben erzählt – Flora hatte erwähnt, wie unbedeutend sie sich immer vorgekommen war bei ihren Schickeria-Eltern und dass sie ihre Kindheit und Jugend überwiegend mit Kinderfrauen und in Internaten zugebracht hatte; und Stella hatte durchblicken lassen, dass sie sich als Adoptivkind im Nest ihres Fahrlehrer-Vaters und ihrer Krankenschwester-Mutter wie ein Kuckuck gefühlt hatte. Damals war ihr dieses gegenseitige Vertrauen wie ein kostbarer Pakt erschienen, doch nun, Monate später, war Flora sich der Tatsache schmerzlich bewusst, dass es mit der Vertrautheit nicht so recht vorangegangen war.

Stella lächelte ihr zu. Dieses alles umarmende Lächeln gab einem das Gefühl, der einzig wichtige Mensch auf Erden zu sein. Schuldgefühle stiegen in Flora auf. Warum ging sie mit ihrer besten Freundin so hart ins Gericht? Vor allem jetzt, da Stella ihren sehnlichsten Wunsch erfüllen und endlich einmal mitkommen wollte ins Rast und Ruhe, zu einer der Bibelstudiengruppen, wo sie dann Dom und die anderen kennenlernen würde.

Das hatte sie angekündigt, nachdem Dr. Grimshaw die Essays über Das verlorene Paradies bewertet hatte. Er hatte gesagt, Stellas Text sei wenig durchdacht, schwach in der Argumentation und zeuge von einem beachtlichen Mangel an Basiswissen; so fehle es Stella offenkundig an Kenntnis der Bibel, auf der das Epos immerhin basiere. Flora hatte schrecklich gelitten. Wegen der Prüfungen und weil sie Shareef mit den Kostümen für die Aufführung behilflich gewesen war, hatte sie es versäumt, Stella wie sonst ihre Essay-Aufzeichnungen zu leihen. Stella, nett wie immer, hatte sich von ihr zum Essen einladen lassen und ihr überhaupt keine Vorwürfe gemacht. Aber später hatte sie gesagt: »Da Das verlorene Paradies nächstes Jahr in der Zwischenprüfung drankommt, werde ich mir das R&R mal anschauen – vielleicht kriege ich dort ja Zugang zu diesem Bibel-Scheiß. Und deinen Freund seh ich mir auch gleich an.«

Selbst jetzt noch, zwei Wochen später, wurde Flora heiß bei dem Gedanken.

»Freund?« Sie hatte versucht, überrascht zu klingen.

»Na, diesen Lucas, von dem du immer redest. Langsam frage ich mich, ob du dich mit ihm schämst. Hat er drei Augen und einen Buckel oder so was?«

Flora hatte sich ein kurzes Lachen abgerungen. »Ich hab dir doch gesagt, dass er nicht mein Freund ist. Er ist einfach einer von den Freiwilligen im Obdachlosentreff.«

»Was zieht man zu so einer Bibelstunde an?«

Es hatte Flora mit Dankbarkeit erfüllt, dass ihre Freundin der Kleiderfrage solche Bedeutung beimaß. Sie wollte nicht über Lucas reden. Stella mochte ihre Geheimnisse haben, aber sie hatte auch welche, und sie war noch nicht so weit, irgendjemanden einzuweihen.

Nicht einmal Stella.

Joan Watkins wischte das schnurlose Telefon mit einem Desinfektionstuch ab, bevor sie es wieder sorgsam an seinen Platz stellte. Gleich darauf hörte sie Julie das Haus verlassen und blickte ihr nach, wie sie quer über den Rasen in Richtung Billings College ging. Als sie aufstand, lösten sich ihre Beine nur widerstrebend von der Plastikabdeckung, die die dreiteilige Sitzgruppe in gutem Zustand hielt, bereit für die Gesellschaft, die sich eines Tages sicherlich überraschend einfinden würde. Julie war weg, James und Christopher ebenso. Sie nahm ihren Schlüsselbund von der Anrichte und ging nach oben. Zunächst inspizierte sie kurz die Räumlichkeiten der Studenten und warf, der Macht der Gewohnheit folgend, auch einen Blick in Dannys Zimmer. Selbst nach drei Wochen erschrak sie noch, als sie es leer und kahl vorfand.

Dann ging sie schnell hinüber in Julies Zimmer, eine Wolke aus mauvefarbenem Musselin, und tastete unter der Matratze des Himmelbettes nach dem Tagebuch ihrer Tochter, einem Wälzer voller Bekenntnisse, der somit hervorragend geeignet war, sie über jede Regung des Mädchens auf dem Laufenden zu halten. Ein kurzer, prüfender Blick zeigte jedoch, dass es nichts Neues gab. Seit dem drei Wochen zuvor mit dunkelrotem Kuli quer über die Seite gekritzelt Eintrag Mein Leben ist vorbei war nichts weiter hinzugekommen.

Joan hatte also keine Ahnung, was in Julie vorging, und das gefiel ihr nicht.

Eine Person, die über die Trennung froh sein würde, kannte sie allerdings: Rosa Thorn, Dannys Mutter. Rosa Thorn mochte Julie nicht. Gesagt hatte sie das natürlich nie. Im Gegenteil, bei ihrer einzigen Begegnung war sie zuckersüß gewesen. Ihnen beiden gegenüber.

Aber Joan wusste es.

Rosa Thorn war zu nett gewesen. Nett, wie Leute aus der Mittelschicht es denen gegenüber waren, denen sie sich sozial überlegen fühlten; so krampfhaft bemüht, nicht überlegen zu wirken.

Joan hatte sich nicht einwickeln lassen. Sie hatte an Rosa Thorn eine mütterliche Wachsamkeit wahrgenommen, die sie auch von sich selbst kannte.

Julie war Rosa Thorn nicht gut genug für ihren geliebten Sohn.

Woher nahm die Frau diese Hochnäsigkeit? Manch einer hätte die Sache genau andersherum gesehen: wie ausgesprochen nett es von Joan gewesen war, einen farbigen Jungen in den Schoß ihrer Familie aufzunehmen. Zu schade, dass Rosa Thorn nicht hörte, wie Scott sich zu diesem Thema äußerte. Es war ja nicht weiter überraschend, dass er seiner kleinen Schwester gegenüber Beschützergefühle hegte, aber seine Reaktion auf

die Mitteilung, dass sie einen Schwarzen zum Freund hatte, war selbst Joan etwas extrem vorgekommen. Und er hatte sich nur mit dem Gedanken anfreunden können, weil Dannys Mutter ebenso weiß war wie er selbst. Deshalb, und weil Julie fast durchgedreht war und gedroht hatte, etwas ganz Dummes zu tun, sollte Scott ihr die Sache vermässeln. Aber selbst nach anderthalb Jahren noch hatte Joan Scott, wenn er auf Urlaub nach Hause kam, sich von Danny ferngehalten.

Er würde Danny Thorn, diese kleine Ratte, umbringen, wenn er erfuhr, dass er Julie einfach so abserviert hatte.

Sie legte das Tagebuch wieder an seinen Platz und strich das Bettzeug glatt. Ihr wurde regelrecht übel, wenn sie sich Julie und Danny zusammen darin vorstellte, aber heutzutage musste man Toleranz an den Tag legen. Den beiden zu erlauben, dass sie unter ihrem Dach miteinander schliefen, hatte für ihr Gewissen eine harte Prüfung bedeutet, war aber auch Mittel zum Zweck gewesen. Und die beiden hatten nicht einmal geahnt, was sie im Sinn hatte. Sie hatten geglaubt, sie bekäme nichts davon mit, dass Danny sich jeden Abend in Julies Zimmer stahl und jeden Morgen Punkt sechs wieder in sein eigenes schlich. Sie hatte es so gesehen: Je enger Danny sich an Julie band, desto schwerer würde es ihm fallen, sich wieder zu lösen. Wie man sich doch täuschen konnte! Sie hatte dieses Opfer ganz umsonst gebracht. Kein Cambridge-Absolvent als Ehemann für Julie.

Joan machte sich einen Teller Cracker und Käse zurecht und kochte sich einen schönen Tee. Es war Sonntag, deshalb nahm sie das Royal-Albert-Service. Aber die Freude, die ihr der Goldrand und die über die zarte Tasse tanzenden roten Rosen sonst machten, wurde getrübt durch die Grübeleien über Julies Elend. Sie knabberte ihre Cracker, starrte hinüber zu den sonntäglichen Sonnenanbetern draußen im Jesus Green und seufzte beim Anblick von so viel entblößtem Fleisch. Preacherman – er war trotz der Hitze in einen schweren Mantel gehüllt und trug einen Wollhut – stakste über die ausgestreckten Körper hinweg. »Der Herr hat zu rechten mit den Heiden und will mit allem Fleisch Gericht halten!«, rief er. Der Typ war zwar ein Spinner, doch sie neigte dazu, ihm zuzustimmen. Bei solch einem unverfrorenen Treiben konnte ja nichts Gutes herauskommen. Auf seinem großen Pappschild stand heute: »Die Rache ist mein«, sprach der Herr. Joan schaute grimmig drein. Da hielt sie es ganz mit dem Herrn. Es gab Dinge, für die hätte sie gern Rache geübt, wenn sie nur den Hauch einer Chance gehabt hätte.

Sie griff nach den Evening News vom Freitag. ZORRO SCHLÄGT WIEDER ZU, schrie die Überschrift ihr entgegen. Joan erschauerte. Männer und ihre schmutzigen kleinen Bedürfnisse. Darauf lief am Ende alles hinaus. Die Zeitung hatte den Vergewaltiger Zorro getauft, weil er eine Maske trug und seinen Opfern mit einem Messer eine Zickzacklinie in den Handrücken schnitt. Joan empfand dies als unentschuld bare Verharmlosung bei einem derart schweren Verbrechen – typisch für die modernen Boulevardblätter, die nichts als Verblödung betrieben. Seit Monaten terrorisierte dieser Mann die Stadt nun schon. Ihn nach Antonio Banderas in einer komisch-romantischen Rolle zu nennen war alles andere als passend, zumal die Polizei außerstande schien, den Kerl zu schnappen. Allerdings waren seine Opfer auch samt und sonders liederliche Dinger, die sich eigentlich nicht zu wundern brauchten. Mehr oder weniger wie Prostituierte gekleidet, stolzierten

diese Mädchen durch die Straßen von Cambridge. Das letzte Opfer war, so die Zeitung, gar nicht ganz bei sich gewesen nach einer durchfeierten Nacht, zgedröhnt mit allen möglichen Substanzen.

Joan fand, sie hatte bekommen, was sie verdiente.

Im Gegensatz zu Julie, die plötzlich vor dem Nichts stand. Im Grunde war hier ein Eheversprechen gebrochen worden.

Vielleicht sollte sie Scott anrufen ...

Ihr Ärger wurde so übermächtig, dass sie gar nicht bemerkte, wie ihr adrett beschuhter Fuß einen halben Frischkäsecracker in den Teppich trat.

Endloses Geschrei. Hin und wieder verstummte es, nur um im nächsten Moment mit neuer Vehemenz loszubrechen. Wie ein Tier in einer Falle oder eine besonders nervtötende Autoalarmanlage oder das schrille Heulen eines Tornado-Bombers am Himmel über der Chesterton Road.

April nahm an, dass Cassandra als Erste einknicken würde. Ihr Zetern wirkte nicht mehr sehr überzeugend. Mit dem Rücken zu Hector stand sie da und biss hastig ein Stück vom letzten Lebkuchenmann ab.

Aber Hector war nicht dumm. Auch wenn er vollauf damit beschäftigt war, die Packung Filzstifte zu bewachen, die er seiner Schwester soeben geklaut hatte, registrierte er die Veränderung in ihrem Ton sofort. Im Nu war er bei ihr, riss ihr den kopflosen Lebkuchenmann aus der Hand und stopfte ihn sich selbst in den Mund. Cassandras Weinen ging in empörtes Kreischen über.

»Mama, Hector hat meinen kleinen Mann geklaut, den schönen.« Sie packte ihren Bruder an der strohblonden Mähne und zog kräftig.

Hector brüllte los. »Alte Hexe! Alte Hexe! Alte Hexe!«

»Schluss damit! Ihr geht jetzt nach oben. Alle beide. Sonst ...«

»Sonst was, Mama?«

Angesichts der Miene, die April sehen ließ, nahmen sie Reißaus.

»Wenn ihr euch wie nette, höfliche Kinder benehmen wollt, könnt ihr wiederkommen.«

»Aber Mama ...«

»Noch mehr solcher Unfug, und ihr dürft nicht aufbleiben, bis Danny und Tante Rosa kommen.«

Eine dramatische Stille trat ein – und hielt ein paar Minuten an.

April nahm sich ihre harte Drohung übel. Sie selbst hätte nichts lieber getan, als in ihr Zimmer zu gehen, um dort ein bisschen zur Ruhe zu kommen. Doch das war ihr nicht vergönnt. Den Kindern verdankte sie es, dass sie nun kaum noch Zeit hatte, ein etwas ausgefalleneres Abendessen zuzubereiten.

Perry war wie üblich in sein Arbeitszimmer abgetaucht und schrieb an dem Buch.

Abgetaucht vor dem Geschrei der Kinder und den stundenlangen Vorbereitungen, die ein solches Essen erforderlich machte – auch wenn es zu Ehren von Rosa Thorn gegeben werden sollte, seiner vergötterten Pflegeschwester. April liebte ihn wirklich, aber manchmal ging ihr diese Zerstreuter-Professor-Nummer einfach eine Spur zu weit.

»Perry!«

Keine Reaktion.

»Perry!«

Keine Reaktion.

»Perry! Bist du taub oder tot?«

»Hast du gerufen?«

Endlich.

»Ich brauche Hilfe.«

»Fünf Minuten.«

»Jetzt, Perry.«

Mit leicht gekränkter Unschuldsmiene kam er aus seinem Arbeitszimmer. »Kein Grund zu brüllen, Liebes.« Er verpasste ihr einen schmatzenden Kuss auf die Lippen. »Du bist einfach umwerfend. Sogar mit Mehl auf der Nase.«

»Wo bleibt die Unterstützung, die du so vollmundig zugesagt hast? Schließlich sind das deine Gäste.«

Perry, die Rechtschaffenheit in Person, sah sie verdutzt an. »Du hättest nur etwas zu sagen brauchen«, erklärte er und folgte ihr in die Küche.

»Eigentlich sollte ich nicht extra etwas sagen müssen!«, fauchte sie.

»Egal, Rosa ist absolut unkompliziert. Mit Bohnen auf Toast wäre sie bestimmt glücklich. Sie würde es schrecklich finden, wenn du dich ihretwegen in Arbeit stürzt.«

»Eines Tages bringe ich dich um, das schwöre ich.«

Perry ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Der Tisch und ein Großteil des Fußbodens waren mit den Versuchen der Kinder, sich im Fingermalen zu üben, bedeckt, und auf allen anderen verfügbaren Flächen türmten sich Zutaten und Utensilien für das Essen.

»Ziemliches Chaos«, meinte er liebenswürdig.

»Wunder dich nicht, Perry Grimshaw, wenn es hier demnächst zu häuslicher Gewalt kommt. Du kannst selbst die Geduld von zehn Heiligen überstrapazieren. Ich weiß, wie wichtig Rosa dir ist, und deshalb soll alles perfekt sein. Also los, setz dich in Bewegung.«

»Hier stehe ich. Verfüge über mich, Weib.«

»Reiz mich nicht. Mach einfach einen grünen Salat.«

»Gern. Wo ist das Olivenöl?«

»Ich hoffe, das ist ein Scherz.«

»Hatte ich dir eigentlich gesagt, dass ich mich zuerst im College mit Rosa treffe und dann später mit ihr herkomme?«

»Ja. Allerdings verstehe ich nicht, warum.«

»Um sie dir vom Hals zu halten, wenn du mit dem Essen in den Endspurt gehst.«

»Sehr umsichtig.«

Perry kniff sie in den Po. »Wo haben wir den Pfeffer?«

April jagte ihn mit erhobenem Nudelholz durch die Küche.

Und es erschien ein wundersames Zeichen am Himmel: ein Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupte eine Krone aus zwölf Sternen.

Zwei

Eingeschlossen in seiner Kristallkugel driftet Cambridge über den sumpfigen Fens dahin, unangetastet vom Rest der Welt – sich kaum der Tatsache bewusst, dass der Rest der Welt überhaupt existiert. Das ist zumindest der Eindruck, den ich bei meinen bisherigen Stippvisiten bei Danny im Billings College gewonnen habe.

Vielleicht ist es diesmal anders. Vielleicht wird Cambridge mich diesmal an seinen gelehrten Busen ziehen. Denn diesmal bleibe ich eine Weile.

Die BBC hat mir vorgeschlagen, noch einmal in der preisgekrönten Serie Law Lord mitzuspielen; ich bin die Frau eines Undercover-Polizisten, der – kaum zu glauben – gleichzeitig ein Peer ist; und ich lebe getrennt von ihm. Ich konnte es kaum fassen, als sie mir mitteilten, dass die Folge, für die ich gebraucht werde, in Cambridge spielt. Und zu allem Überfluss soll während der May Week gedreht werden.

Ich bin begeistert. Vor allem, da die May Week mit all den Bällen, Konzerten und Aufführungen traditionsgemäß wieder im Juni stattfindet und das Wetter hochsommerlich schön ist. Eine Szene soll sogar auf dem Maiball spielen. Im Lauf der Jahre habe ich etliche in dieser Traumstadt angesiedelte Schmonzetten gesehen, und schon lange hege ich den heimlichen Wunsch, wenigstens einmal auf einen Maiball zu gehen und in einem transparenten Abendkleid mit einem Genie im Smoking die Nacht durchzutanzten.

Nun werde ich es im Film tun, und näher werde ich der Sache wohl nie kommen. In meinem Alltag sind geniale Begleiter im Smoking nämlich dünn gesät. Mein Sohn, so ergeben er seiner armen verwitweten Mutter auch ist, würde eher radioaktiven Müll essen, als mich zum Ball des Billings Colleges zu geleiten. Ich schätze, Julie, seine Freundin, wäre auch nicht gerade entzückt. Und was Dr. Peregrine Grimshaw angeht, der mir freundlicherweise für die Dauer meines Aufenthalts Kost und Logis angeboten hat, so wird er sich für die Australierin April als Balldame entscheiden. Und das ist nur recht und billig, finde ich, denn sie ist seine Frau.

Es fällt mir immer noch schwer, mir Perry als Ehemann vorzustellen, obwohl er nun schon über fünf Jahre verheiratet ist. Früher stand er in dem Ruf, der umtriebige Jungakademiker der Stadt zu sein. Nie sah man ihn zweimal mit demselben Mädchen. Aber seit Australien und April hat sich das grundlegend geändert. Nie werde ich den Abend vergessen, an dem er mich anrief, um mir zu erzählen, dass er der Liebe seines Lebens begegnet sei, seiner Seelengefährtin, dem schönsten Mädchen der Welt. Am liebsten wäre ich sofort nach Sydney geflogen und hätte dieses Musterexemplar in Augenschein genommen, das meinen geliebten Perry so glücklich machte. Aber aus dem einen oder anderen Grund musste ich das bis heute aufschieben, und obwohl sie nun schon seit ein paar Monaten wieder in Cambridge sind, habe ich es bisher nicht geschafft, sie zu besuchen, weil ich so viel um die Ohren hatte. Ich bin gespannt, ob sie mich mögen wird. Ich bin gespannt, ob ich sie mögen werde. Von Vorteil wird jedenfalls sein, dass wir eines gemeinsam haben: die Liebe zu Perry. Und ich kann es kaum abwarten, Cassandra und Hector kennenzulernen, die beide vier sind, nur zehn Monate auseinander. Perry hatte einiges nachzuholen, schätze ich.

Alles in allem freue ich mich also darauf, mich in ihrem Haus in der Chesterton Road

einzunisten und den neuen, domestizierten Perry aus erster Hand zu erleben.

Ich bin früh dran. Ich weiß auch, warum – weil ich Danny vor unserem Abend chez Grimshaw ein bisschen für mich haben möchte. Sicher, ich werde ein paar Tage hier sein, und nächste Woche kommt er über die großen Ferien nach Hause, aber ich kann es einfach nicht erwarten, ihn zu sehen. Er war das ganze Trimester nicht daheim, und ich habe das Gefühl, überhaupt nicht auf dem Laufenden zu sein.

Als ich mich seiner Bude nähere, fällt mir ein, dass Julie ja vielleicht auch da ist. Daran habe ich noch gar nicht gedacht.

Mist.

Nicht, dass ich was gegen Julie hätte.

Sie ist ein nettes Mädchen.

Trotzdem halte ich es für einen Fehler, dass Danny sich in seinem zweiten Jahr bei ihrer Mutter einquartiert hat. Das wird es ihm schwermachen, sich aus der Beziehung zu lösen. Falls er das eines Tages vorhat. Was wahrscheinlich nicht der Fall ist. Aber trotzdem ... Zuerst also zu Dannys Zimmer in der Park Parade. Das Haus hebt sich deutlich von seinen Nachbarn zu beiden Seiten ab. Schneeweiße Stores schützen die Räumlichkeiten vor den neugierigen Blicken der Leute, die sich im Jesus Green vergnügen, und der Türklopfer aus Messing schimmert einladend. Als ich ihn gebrauche, bewegt sich die Gardine kurz. Wenig später geht die Tür auf, und ich blicke in die traurigen Augen von Joan Watkins.

»Hallo, Joan.«

Sie starrt mich feindselig an. Wir sind einander erst einmal begegnet. Vielleicht erinnert sie sich ja nicht mehr an mich.

»Ich bin Rosa, die Mutter von Danny. Wir haben uns letztes Jahr kurz kennengelernt. Wie geht es Ihnen?«

»Gut.«

»Ist Danny da?«

»Nein.«

»Ach ... Wissen Sie vielleicht, wann er wiederkommt?«

»Danny wohnt nicht mehr hier.«

»Wie?«

»Hat er Ihnen das nicht gesagt? Merkwürdig – ich dachte, Sie wären so eng miteinander.«

»Was ist passiert?«

»Das fragen Sie lieber ihn.«

»Und wo wohnt er jetzt?«

»Weiß ich nicht.« Sie macht mir die Tür vor der Nase zu.

Reizend.

Wenn Joan ihn nicht aus irgendeinem, nur ihr bekannten, dunklen Grund rausgeschmissen hat, müssen Danny und Julie eine handfeste Auseinandersetzung gehabt haben, das liegt auf der Hand. Ich schlendere ein Stück am Fluss entlang und lasse mich auf einer Bank nieder. Wie gehe ich damit um? Kommt darauf an, ob es sich um ein vorübergehendes oder ein endgültiges Zerwürfnis handelt. Wenn er sogar ausgezogen ist, muss es wohl ernst sein. Ich beobachte einen pfeilschnellen College-Achter auf dem Fluss: In perfektem Unisono tauchen die Blätter ein. Ich dachte, Danny würde in Cambridge vielleicht mit

dem Rudern anfangen. Die Gelegenheit. Mein cleverer, großstädtischer Sohn würde sich aber wohl eher ans Kreuz nageln lassen, als sich mit einem so uncoolen Sport abzugeben. Ich rufe zu Hause an. Nach endlosem Klingeln geht Anna schließlich dran.

»Alles okay?«, frage ich.

»Du bist gerade mal drei Stunden weg.«

»Tust du was?«

»Ja, Mama, ich tue was. Nein, Mama, ich schmeiße keine wilden Partys. Und ja, Mama, ich esse anständig.«

»Es darf einfach nicht wahr sein, dass ich ausgerechnet jetzt hier sein muss, wo du für deine Englischprüfung lernst. So was von schlechtem Timing.«

»Entspann dich, Mama. Onkel Joshua wuselt um mich herum wie eine wild gewordene Omi. Es ist gar nicht so einfach, sich dabei aufs Wiederholen zu konzentrieren.«

Selbst nach zwei Jahren noch wärmt es mir das Herz, mir vorzustellen, wie Joshua Anna hingebungsvoll umsorgt. Als der Halbbruder meines verstorbenen Mannes – er hatte von seiner Existenz nichts gewusst – aus dem Nichts auftauchte, war es, als würde uns ein kleines Stück von Bob zurückgegeben. Seitdem lebt er bei uns und versucht, sich als Künstler zu etablieren. Aber es ist das erste Mal, dass ich ihm allein die Verantwortung übertragen habe. Anna wickelt ihn um den Finger, und ich kann nur hoffen, dass er sich behauptet, denn vom Alter her ist er näher an ihr dran als an mir.

»Du rufst mich doch an, wenn es irgendwelche Schwierigkeiten gibt?«

»Du bist doch bloß für ein paar Tage weg, Mama.«

»Ein paar Tage, klar, aber in der Zeit hast du eine extrem wichtige Prüfung zu bestehen ... Und Josh ist es nicht gewohnt, für jemand anders verantwortlich zu sein. Außerdem ist er ein Typ. Die funktionieren nicht immer so, wie sie sollten.«

»Er hat angekündigt, dass er mir heute Abend noch einen Lernplan aufzeichnen will. Aber bei seinem Perfektionismus wird das wahrscheinlich den ganzen Abend dauern, und ich werde zu nichts anderem kommen.«

»Sobald sich das Elternspielen etwas abgenutzt hat, wird er sich wieder um seine eigene Arbeit kümmern.«

»Ich komme schon zurecht, Mama. Wie geht's Dan?«

»Hab ihn noch nicht erwischt. Ich will gerade rüber ins Billings gehen und nach ihm schauen.«

»Grüß ihn ganz lieb und sag ihm, ich hab schon Superpläne für die Zeit, wenn er hier ist!«

»Ach ja? Nämlich?«

»Sagen wir einfach mal, Josh und ich arbeiten an dem Geburtstagsthema.«

»Warum beschleicht mich da ein ungutes Gefühl?«

»Schau nach deinem Sohn, Mutter, und lass mich endlich was tun.«

»Falls was ist – ich bin nur ein paar Stunden weit weg.«

»Meine Rede, Verehrteste. Tschüss. Ich hab dich lieb.«

Auf dem Weg über die Fußgängerbrücke in Richtung Billings College befehle ich mir, diesen Schuldgefühl-Trip zu beenden. Es geht Anna gut. Vielleicht sogar besser, als wenn ich zu Hause wäre und sie mit meiner empathischen Prüfungsangst anstecken würde. Als Mutter weiß ich, dass ich für sie da sein sollte. Aber als Alleinerziehende, die den

Lebensunterhalt in einem notorisch unsicheren Metier verdient, habe ich es mir schlichtweg nicht leisten können, den Job abzulehnen.

So in Gedanken versunken bin ich beim Torhaus des Billings Colleges mit seinen massigen Zinnen und Verzierungen angelangt. Mit ausgebreiteten Flügeln erheben sich die weltberühmten Billings-Erzengel – Michael, Gabriel und Raphael – über die Brüstung, eine Mahnung für den verzagten Studenten, das zu seinem Haupte in Stein gehauene Motto des Colleges zu beherzigen: Aut Disce Aut Discede – Lern oder geh. Ich weiß, was ich eher tun würde. Mir jedenfalls kommen die Wesen, die dort oben schweben, weniger wie Engel vor als vielmehr wie Raubvögel: bereit, auf arglose Unschuldige herabzustoßen und sie in die grauen Schatten der steinernen Höfe mit ihren Wasserspeiern und von allen Pfeilern springenden Ungeheuern zu ziehen, wo mir jedes Mal aufs Neue Schauer über den Rücken laufen.

Das Billings College ist das Produkt eines Wutanfalls.

Vor etwa hundertfünfzig Jahren musste der amerikanische Millionär Horace Billings hinnehmen, dass sein Sohn im King's College von Cambridge nicht zugelassen wurde; er war darüber so erbost, dass er beschloss, sein eigenes College zu bauen – eines, das all die anderen ehrwürdigen Gebäude dieser alten Stätte der Gelehrsamkeit in den Schatten stellen sollte. Seinem Kind kam es nicht mehr zugute, aber es sollte den Koryphäen dieser Universität zeigen, dass man einen Mann wie ihn nicht schmächte. Er fand ein Grundstück hinter der Chesterton Road und beauftragte den Architekten Ralph Saxby, einen Freund und Jünger von William Burges, dem Erbauer des Schlosses von Cardiff. Bei der Ausführung dieses Auftrages – des einzigen von Bedeutung – ging Saxby weit über Burges hinaus. Er entwarf nicht nur die Gebäude, sondern auch die gesamte Inneneinrichtung. Das Ergebnis ist eine wahnwitzige, alptraumhafte Version des spätviktorianischen Traums von Gotik.

Ich komme zur Pfortnerloge. Der Oberpfortner ist gerade damit beschäftigt, ein Paar schwarze Stiefel zu polieren. Mit der kunstvoll gemusterten Weste – Saxbys Version eines William-Morris-Designs – und der glänzenden braunen Melone gehören die Pfortner von Billings zu den Letzten, die im Alltag noch eine Uniform tragen. Aber so ist Billings eben – traditionsbewusster als jedes andere College in Cambridge. Es hat sage und schreibe bis 1997 gedauert, bis sie hier Frauen zugelassen haben.

»Ich bin die Mutter von Danny Thorn«, sage ich. »Soweit ich weiß, ist er aus seinem bisherigen Zimmer ausgezogen. Können Sie mir sagen, wo er jetzt wohnt?«

»Wieder im College, Madam. Locke Court, Aufgang G.«

»Danke.«

»Aber jetzt werden Sie ihn dort nicht antreffen. Er ist bei der Probe der Amateurtheater-Produktion anlässlich der Billings May Week im Fellows' Garden.«

Danny hat mir von Stanley Gordon erzählt. Ihm entgeht nichts. Was auch immer im College passiert, er weiß darüber Bescheid, und über noch einiges mehr. Offenbar ist er auch über den jeweiligen Aufenthaltsort meines Sohnes im Bilde. Ich bin beeindruckt.

»Wie komme ich hin?«

»Durch Bacon und Thomas More, an der Kapelle vorbei, dann Locke und dann durch den Torbogen in der Ecke.«